

auch keinerlei Personal beschäftigten. Die wenigen „Landreiter“ waren zu Verfolgung und Verhaftung gut funktionierender Banden nicht geeignet.

Die überwältigende Mehrheit der Räuber stammte aus unterständischen Schichten, mit großer Nähe zum Vagantentum. Handwerker waren vergleichsweise selten. Viele der späteren Bandenmitglieder waren in unvollständige Familien hineingeboren, z. B. unehelich, oder wurden früh Waisen. Daneben gab es Familien, in denen das Räuberleben Tradition hatte und der „Beruf“ von den Eltern auf die Kinder vererbt wurde.

Die Banden waren keineswegs streng organisiert. Lockere Organisationsformen scheinen überwogen zu haben. Viele Banden fanden sich erst zu konkreten Unternehmungen zusammen. Feste Übereinkünfte scheint es im wesentlichen für die Verteilung der Beute gegeben zu haben. Räuber, die Teile des erbeuteten Gutes unterschlugen, mußten mit harten Sanktionen rechnen.

Die Räuberbanden verfügten über ein soziales Umfeld, das ihnen ihre Taten erst ermöglichte. Von hier stammten die Informationen für Raubzüge, hier boten sich Treffpunkte und Unterschlupfe an. Mit Hilfe spezifischer Zeichen verständigten sich Räuber und Bettler.

Begangen wurde alle Formen von Diebstahl und Raub. Die Beute allerdings war häufig gering oder bestand in Gegenständen, die nur mit Verlust weiterverkauft werden konnten. Die Opfer der Räuber – wenig erstaunlich – entstammten den wohlhabenderen Schichten der Bevölkerung. Häufig geplündert wurden Juden, die es aber auch unter den Räubern gab.

Im 19. Jahrhundert erlebte das Bandenwesen einen Niedergang, obwohl die sozialen Bedingungen (Pauperismus!) ihm eigentlich eher hätte förderlich sein müssen. Die Staaten des 19. Jahrhunderts aber waren zu effektiver Verfolgung viel eher in der Lage als ihre Vorgänger im 18. Jahrhundert.

Katrin Lange bietet interessante Einblicke in die Binnenstruktur von Räuberbanden, die ja, nachdem es sie nicht mehr gab, oft romantisiert wurden.

*A. Maisch*

Hartwig Weber, „Von der verführten Kinder Zauberei“. Hexenprozesse gegen Kinder im alten Württemberg, Sigmaringen (Jan Thorbecke) 1996. 274 S.

Kinder gehörten nicht selten zu den Angeklagten in Hexenprozessen. Sie machten ihre Aussagen im Unterschied zu den Erwachsenen häufiger freiwillig und denunzierten bereitwillig Verwandte und Bekannte. Hartwig Weber analysiert die Hexenprozesse gegen Kinder im Herzogtum Württemberg im 17. Jahrhundert. Sein Ausgangspunkt ist der Calwer Kinderhexenprozeß von 1683, der zu zwei Todesurteilen führte. Außerdem wurden sechs Frauen aus Calw ausgewiesen, die Kinder teilweise mit Ruten gezüchtigt. Die folgenden Kapitel sind eher allgemeinen Ausführungen zum Hexenglauben und zur Kindheit im 16. und 17. Jahrhundert, die in dieser Zeit langsam als eigene Lebensphase begriffen wurde. Württemberg war kein verfolgungsintensives Gebiet. Juristen und Theologen hielten sich beim Kampf gegen das „Unholdenwesen“ eher zurück – verglichen zumindest mit solchen Territorien wie den Bistümern Würzburg und Bamberg, wo innerhalb weniger Jahre des 17. Jahrhunderts mehr als 900 Menschen verbrannt wurden.

Die Untersuchung Webers basiert auf den Malefizakten des Hauptstaatsarchivs Stuttgart in den Beständen A 209 und A 309, die er als weitgehend vollständig einschätzt. Letzteres trifft aber mit Sicherheit nicht zu, der Bestand wurde im 19. Jahrhundert ausgedünnt. 39 Kinder hätten in Hexenprozessen eine wichtige Rolle gespielt, der Schwerpunkt liege in den letzten vier Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts, also zu einem Zeitpunkt, an dem eine Anklage wegen Hexerei deutlich an Gefährlichkeit eingebüßt hatte. In der Regel gaben sich diese Kinder selbst als Hexen an, nutzten aber die Gelegenheit zur Denunziation von anderen. Besagungen gingen häufig auf familiäre Konflikte zurück. Die Urteile waren vergleichsweise mild. Die württembergischen Behörden setzten zu dieser Zeit mehr auf Pädagogik als auf strenge Verfolgung. Ein ausführliches Kapitel beschäftigt sich mit den Phantasiën, die hinter diesem Teufels- und Hexenglauben standen, wobei Weber besonders auf die

sexuellen abhebt. Im Anhang finden sich Nacherzählungen beispielhafter Prozesse. Auf die Frage, ob die Infantilisierung des Hexenglaubens, wie sie sich im steigenden Anteil kindlicher Denunziationen ausdrückt, nicht das Vorspiel zum Ende des Glaubens an Zauberer und Hexen überhaupt war, geht Weber nicht ein. Hier würden sich noch neue Interpretationsmöglichkeiten anbieten.

A. Maisch

Karlmann Maier, Vom Aderlaß zum Laserstrahl, Chronik der ärztlichen Versorgung im ländlichen Raum am Beispiel des Oberamtes Backnang, Backnang (Fr. Stroh Verlag) 1993. 240 S., zahlr. Abb.

Der ehemalige Backnanger Allgemeinarzt Dr. Karlmann Maier hat während seines Ruhestandes in jahrelanger verdienstvoller Forschungsarbeit im Backnanger Stadtarchiv viele Quellen zur Geschichte der Ärzte im Raum Backnang vom 17. Jahrhundert bis in die heutige Zeit zusammengetragen. Angefangen vom Jahr 1622, als der Backnanger Stadtrat beschloß, den ersten Stadtphysikus einzustellen, bis zu den heute noch praktizierenden Ärzten, hat er versucht, allen „Physici, Baderchirurgen und Wundärzten“ ihrem aufopferungsvollen Alltag und ihren Familien nachzuspüren. Dabei konnte er sogar ganze „Ärztedynastien“ nachweisen.

Das Buch ist in drei Teile gegliedert: die Ärzte in Backnang vom 17. Jahrhundert bis ins 19. Jahrhundert, die Ärzte in anderen Orten des ehemaligen Oberamts Backnang bis ins 19. Jahrhundert und schließlich die Ärzte im ehemaligen Oberamt Backnang im 20. Jahrhundert – der Abschnitt, der auch den größten Teil des Buches ausfüllt. Kapitel zur Backnanger Stadtgeschichte und zum medizinhistorischen Hintergrund der Zeit wechseln sich mit den knappen Lebensläufen der Ärzte ab, die teilweise durch Anekdoten und zahlreiche Fotos aus Backnang aufgelockert werden. Alte Holzstiche illustrieren medizinische Behandlungsmethoden aus früheren Jahrhunderten. Medizinische und historische Fachtermini werden in einem Verzeichnis für den Laien verständlich erklärt. Zahlreich werden auch die Quellen (Kirchenbücher, alte Medizinalordnungen, Prüfungsprotokolle von Chirurgenprüfungen, etc.) direkt zitiert. Insgesamt ist das Buch, das für den Genealogen sowie Lokal- und Sozialhistoriker sicher eine Fundgrube für interessante Details sein kann, aufgrund seiner etwas unübersichtlichen Gliederung trotz seines volkstümlichen Erzählmodus leider etwas schwer zu lesen. Gerade am Ende des Bandes werden die Ärzte eigentlich nur noch nach Ort und Zeit ihrer Tätigkeit aufgelistet. Bedauerlicherweise versucht der Autor auch immer, retrospektiv Diagnosen zu stellen. Es ist problematisch, aus anachronem Geschichtsverständnis die in alten Quellen erwähnten Krankheitsbeschreibungen mit modernen Symptombegriffen zu vergleichen, da hinter den damaligen Beschreibungen ja völlig andere Denksysteme und Krankheitstheorien standen. Eben diese verschiedenen medizinischen Denkkonzepte – die oft nebeneinander existierten, sich gegenseitig heftig bekämpften und nicht selten schon nach einigen Jahrzehnten durch andere abgelöst wurden, bis sich Mitte des 19. Jahrhunderts schließlich unser heutiges naturwissenschaftliches Medizinkonzept endgültig durchsetzte – werden in den allgemeinen Kapiteln leider überhaupt nicht erwähnt. Auch der Unterschied zwischen akademisch ausgebildeten Ärzten und Handwerkschirurgen wird meiner Ansicht nach nicht genügend herausgearbeitet.

M. Roebel

Hans P. Müller (Hrsg.), Das Schwäbisch-Hällische Schwein. Ein Stück bäuerliche Kulturgeschichte. Begleitheft zur Ausstellung des Kreisarchivs Schwäbisch Hall und der Züchtervereinigung Schwäbisch-Hällisches Schwein, Schwäbisch Hall (Kreisarchiv) 1996. 73 S. Eine der kuriosesten Besonderheiten des Hohenloher Raums ist das Schwäbisch-Hällische Schwein, das sich besonders durch seine Robustheit, Gutmütigkeit und Fruchtbarkeit auszeichnet. Nachdem diese Schweinerasse in den 1960er Jahren dem scheinbaren Zeitgeist zum Opfer fiel, allein weißes und mageres Schweinefleisch zum Maßstab zu machen und die Industrie dazu mit Antibiotika und Leistungsförderern lockte, galt es um 1970 bereits als